Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 43 (1939-1940)
Heft: 2

Artikel: Der Erfinder der Briefmarke
Autor: Eckstein-Nicodet, P.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-662166

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Stute. Neben ihr, hochbeinig und froh, das Füllen. Es springt und rast und schüttelt die Mähne. Die beiden sonnenfarbenen Tiere stehen unterm fließenden Himmelslicht, kräftig, schlank und spiegelblank. Da kommt ein junges Weib den Weingarten bergan, blond und zart. Drei Reben mit Trauben bricht eine Magd, wild und jungblutrot die eine, sänftiglich fromm und blau die zweite und die dritte schimmerhaftgrün. Die prächtigen, kräftigen Früchte sind leuchtend wie Edelstein. Das Weib eilt mit dem flammenden Traubenbündel durch den Weinrebgrund und hält es schwingend in erhobener Hand. Starr und bleich steht der Jakob vor den schimmernden Reben. Die Pferde wiehern von der Nachbaralm her, und wie aus einem Bienenschwarm heraus klingt das weinfröhliche Summen und Singen der schaffenden Winzer.

Der dicke Krämer hockt faul im grünenden Grase, und die Sonne rollt ihre Glut über ihn wie ein gewaltiges Gewicht. Jakob hält einen frühen Feierabend, da das Weib mit den traubenerfüllten Armen durch die Winzer eilt. — „Jackl, Jackl, der Schmaus ist bereit!" ruft das junge Weib mit hellschallender Stimme. Der Jackl steht steif und rührt sich nicht. „Jackl, komm, iß und trink!" Starr blickt der Mann über die heitern, sonnigen Berge. — „Jackl, Jackl, ich bin da — deine Rösi!" — Da reißt es ihn jäh herum. Gewaltig in seiner hohen Schlankheit richtet er sich vor ihr auf. „Reisen werden wir!" stößt er hervor. Rauh bricht es aus der jungen Kehle, das graue, steinerne Wort. — „Nach Amerika?" — „Nach Amerika! Farmer werden! Reich werden!" braust er auf. Es klingt wie ein harter Steinschlag, der über das buntgeschwungene Traubenland prasselt. — Rösi federt empor: „Schau!" Der Jackl wendet sich ab. — „Schau!" fordert das junge Weib nochmals. Widerwillig schlägt der Mann die Augen auf. Vor ihm liegt das Winzerland, und das Gold der Sonne flutet über seine farbenfreudige Frucht. Der Jackl schaut starr und trotzig und schließt herb und schmal den Mund. Da wächst das Weib neben ihm empor und ruft: „Schau!"

Und der Jackl hebt zögernd die Augen und schaut: im Flachland Garbenfelder wie Flecken roten Goldes, Dörfer wie bunte Kinderscharen um die schlanke Kirche. Bauern schreiten im schweren Gange, und Wagen rollen. Die zwei Menschen auf der Weinbergscholle sehen sich tief in die Augen. Und dann weist das Weib gegen Norden, wo sich schwere, schwarze Wolken ballen und fragt: „Dorthin willst du?" — Der Jackl kniet plötzlich in den grünen Reben und faßt die Hand seines Weibes: „Verzeih!" sagt er. — Da neigt sie sich über seinen blonden Kopf und flüstert ihm still und klar ein heiliges Geheimnis zu. Da fährt der dicke Krämer empor und reibt sich verwundert die winzigen Augen, die tief vergraben liegen im Fett. Da stehen wie Könige im fruchtbaren Felde der Jackl und sein blondes Weib; sie halten sich umarmt, und ihre Lippen liegen aneinander, und jedem ist es, er küsse die Heimat im Antlitz des andern.

„Jackl!" ruft der Dicke. — „Jackl!" Doch der Jackl winkt ihm, zu schweigen und schreit: „Krämer, nichts ist abgemacht! Wir bleiben in der Heimat!"

Und beide fassen sich kräftig an den Händen und schreiten empor die Reihen der singenden Winzer, bis dorthin, wo sich die Berge wie im Tanze heiter und sonnengeküßt in die blaue Himmelskuppe wölben. Jackl aber blickt jetzt leuchtend vor sich hin. Da liegen drei üppige Trauben in den Schollen. Köstlich gewachsene Früchte, die eine rot, die andere blau und die dritte grün wie die hellen Berge des Landes selber.

Und da ist's ihm, als erwüchsen drei herrliche Gestalten im bunten Ackerfelde. Die heiße Liebe, die fromme Treue und hellgrün und funkelnd: die Heimat, die über allem steht!

Der Erfinder der Briefmarke.

Von P. Eckstein-Nicodet.

Noch vor rund hundert Jahren war es keineswegs eine einfache Sache, einen Brief etwa von London nach Edinburg zu schicken. Wohl gab es eine staatliche Post in England, wie in den meisten Staaten des Kontinents, aber wie umständlich waren doch die Beförderungsvorschriften!

Da gab es vor allem einen Tarif, der für verschiedene Entfernungen verschiedene Portosätze vorsah. Außerdem aber berechnete die Post eine Extrataxe für jeden einzelnen Briefbogen: ein einfaches Blatt kostete zwischen London und Edinburg einen Shilling und einen Penny; für zwei Blätter machte das Porto bereits zwei Shilling und drei Pence aus, und so fort. Dieses Porto aber hatte gar nicht der Absender zu bezahlen, sondern der Empfänger, dem der Brief

nur ausgehändigt wurde, wenn er den entsprechenden Betrag bar erlegte. Armen Leuten konnte es auf diese Art widerfahren, daß sie einen Brief erst nach Wochen beheben konnten, wenn sie endlich das teure Porto zusammengespart hatten.

Die Postbehörden waren der Überzeugung, daß dieser Zustand der einzig mögliche und gottgewollte sei und dachten gar nicht daran, sich mit irgendwelchen Verbesserungs- und Verbilligungsversuchen abzugeben. Einem einfachen Schullehrer namens Roland Hill blieb es vorbehalten, die umwälzenden beiden Neuerungen zu ersinnen, ohne die wir uns ein Postwesen heute gar nicht mehr vorstellen können: das Einheitsporto und die Briefmarke.

Hill war ein scharfsinniger Mann, und er packte das Problem in einer Weise an, die für die damalige Zeit völlig neu war. Er unterzog nämlich den Postbetrieb einer Rechenoperation, die wir heute „Betriebskosten-Analyse" nennen würden. Er bemühte sich herauszufinden, wie sich die Beförderungskosten eines Briefes auf die verschiedenen Stadien des postalischen Vorganges verteilten. Obwohl seine Bemühungen von den Amtsstellen in keiner Weise gefördert wurden, man ihm sogar jegliche Auskunft rundweg verweigerte, gelang es ihm doch, die wichtigsten Ziffern herauszufinden, auf die er seine Analyse zu begründen vermochte.

Er teilte, einem ganz richtigen Gedanken folgend, die Beförderungskosten des Briefes in drei Hauptteile: Entgegennahme am Absendepostamt mit den dazugehörigen Formalitäten, tatsächliche Beförderung von einem Ort zum anderen, Zustellung an den Empfänger mit dazugehörigen Formalitäten. Dabei stellte es sich nun heraus, daß die wirklichen Beförderungskosten fast Null waren, während die Manipulation bei der Aufgabe und bei der Zustellung, infolge der Kompliziertheit der Tarife und des Einhebungsverfahrens, den Löwenanteil an den Betriebsspesen der Post ausmachten.

Aus diesen Erkenntnissen zog Hill streng logische Schlüsse. Wenn die Beförderung von einem Ort zum anderen praktisch keine Rolle spielte, war nicht einzusehen, warum der Posttarif nicht für ganz England einheitlich sein sollte. Dies hatte den gewaltigen Vorteil, daß dadurch die Manipulation bei der Aufgabe ganz bedeutend vereinfacht wurde, daß man also bei den Postämtern viel Personal einsparen und damit die Kosten des ganzen Betriebes bedeutend senken konnte. Außerdem schlug Hill die Ersetzung der Berechnungsmethode nach Blättern durch eine solche nach Gewichtssätzen vor. Das enthob die Postbeamten der Notwendigkeit, jeden Brief zu öffnen und die Blätter nachzuzählen; man wog das Poststück einfach ab, was in wenigen Sekunden geschehen war.

Um die Kosten der Zustellung zu verringern, sah Rowland Hills Reformplan die Bezahlung des Portos durch den Absender vor. Damit wurde der Zustellungsdienst einfach zu einer Boten-Angelegenheit, ohne daß der Briefträger, so wie bisher, sich mit dem Inkasso der Portobeträge abgeben mußte.

Hills genialster Gedanke aber war die Erfindung der Briefmarke. Er schlug nämlich zur Vereinfachung des Aufgabenverfahrens vor, man möge im vorhinein Briefkuverts in beliebiger Menge an das Publikum verkaufen, in deren Preis bereits das Porto für einen einfachen Brief inbegriffen sein sollte. Von diesem Gedanken war es dann nur mehr ein kleiner Schritt, und Hill selbst war es, der diesen tat, bis zur Ersetzung dieses Kuverts durch die aufzuklebende Marke. In Hills eigenen Worten handelte es sich um die Schaffung „eines Stückchens Papier, gerade groß genug, den Stempel der Post zu tragen, auf der Rückseite mit einer klebrigen Masse bestrichen, so daß der Überbringer es durch Anfeuchten leicht auf seinen Brief aufkleben kann".

Im Jahre 1836 legte Hill seinen Plan der Regierung vor, doch begegnete die Reform sofort der schärfsten Ablehnung durch die Postbehörden. Der Generalpostmeister verstieg sich zu der öffentlichen Erklärung: „Was Herrn Hill betrifft, so ist sein Plan der tollste von allen den verstiegenen und weltfremden Phantastereien, von denen ich je gehört oder gelesen habe!"

Aber das Publikum urteilte anders. Die Presse nahm sich des Hillschen Planes an, das Parlament begann sich damit zu beschäftigen, und im November 1837 wurde ein Komitee des Unterhauses eingesetzt, die Vorschläge des Schulmeisters eingehend zu prüfen und dem Hause darüber Bericht zu erstatten.

Zwei Jahre später war die Bewegung für Hills Reformplan bereits so stark geworden, daß die Regierung nachgeben und den Einheits-Posttarif einführen mußte. Hill wurde ins Finanzministerium berufen und damit beauftragt, die Verwirklichung seiner Ideen zu überwachen. Jetzt erst wurde er ermächtigt, in den Ämtern der Post-

direktion Untersuchungen anzustellen, wobei ihm die zuständigen Funktionäre alle erdenklichen Schwierigkeiten in den Weg legten. Er verstand diese jedoch zu überwinden, und im Jahre 1840 kam es sowohl zur Einführung des einheitlichen Tarifs von einem Penny für das gesamte Königreich, als auch zur Ausgabe der ersten Briefmarken.

Als Rowland Hill starb, waren in England allein bereits vierundzwanzig Milliarden Briefmarken in Umlauf gesetzt worden, und sämtliche Länder der Welt hatten seine Idee nachgeahmt.

Herbst im Klostergarten.

Nur ein umgesunkener, bemooster
Leichenstein stützt seine Hand.
Fünfzig Jahre schon im Kloster,
Schweigsam und weltabgewandt,

Und geblendet von dem blauen,
Wolkenlosen Himmelszelt,
Schirmt er mit der Hand die Brauen
Und tritt zögernd in das Feld.

Jedes Beet prangt mit der Garbe,
Jeder Apfelbaum ist reich.
Seinem Leben starb die Farbe,
Seine Seele wurde bleich.

Und zur harten Hagebutte
Ward die Rose am Spalier,
Und das Herz in seiner Kutte
Alterte schon längst vor ihr.

Der Kastanien rote Kerzen
Glühten in des Lebens Mai,
Doch sein Lenz verging in Schmerzen,
Und der Herbst ist bald vorbei.

Und die Frucht der roten Blüte
Liegt am Rande seines Schuhs,
Fröstelnd fällt's ihm ins Gemüte:
Schon am Grabe steht mein Fuß!

Und der Mund und die Gebärde
Seiner Hand erflehn vom Herrn:
„Einen Tag noch, schöne Erde,
Ach, ich atme noch so gern . . !"

Carl Friedrich Wiegand.

Wenn Kinder fragen . . .

Von Aug. Knobel.

Nicht immer ist es Neugier, die den Fragen aus Kindermund zugrunde liegt, sondern es ist die sich langsam, aber beständig entwickelnde Anteilnahme an dem Sein und Werden der Dinge, jener unerklärbare Trieb, ohne den es überhaupt keine Fortschritte im Wissen gäbe, der Trieb, der einzelne Menschen schon Leben und Güter einsetzen ließ, um die Lösung noch unaufgeklärter Rätsel im Erdenleben anzustreben.

In der Regel gilt bei der Erziehung der Grundsatz: Kinder sollen nicht fragen. Sie sollen warten, bis sie selbst gefragt werden. Diese geforderte Zurückhaltung unterdrückt die Fragen an sich allerdings nicht. Die Kinder gewöhnen sich daran, nicht die Eltern, sondern andere Menschen zu fragen, wollen sie gerne Aufschluß über dieses oder jenes haben. Sehr oft halten sie sich in diesem Falle an die mit der Familie eng verwachsenen Dienstboten. Diese beweisen auch meist eine unerschöpfliche Geduld den Kindern des Hauses gegenüber und beantworten die Fragen allerdings nach ihrer Art. Daß diese Fragen nur lückenhaft beantwortet wurden, liegt auf der Hand.

Im allgemeinen lautet der Grundsatz: Kinderfragen sollen niemals abgewiesen werden. Es ist eine Kunst des Erziehungswerkes, die Fragen der Kinder einerseits richtig entgegenzunehmen und anderseits dem Zwecke entsprechend klar und verständlich zu beantworten. Vor allem muß nun die Mutter Zeit finden, der kindlichen Wißbegierde Rede zu stehen. Wird sie doch herausfinden, ob es wirkliche Anteilnahme ist, die sich in der betreffenden Frage offenbart.

Manche Mutter weiß sich oft gar nicht mehr zu helfen vor lauter Fragen. Die Kinder fragen sie halbtot. Einmal so gescheit, daß ein Professor nicht Antwort geben könnte, ein anderes Mal so dumm, daß sie sich ärgern muß. Die endlosen Warum-Fragen könnten sie manchmal zur Verzweiflung bringen. Ein Beispiel:

Warum ist der Weg hier trocken:
Weil da ein Baum steht.